Trinkbare Fortschritte.

Von J. von Rudassy.

Wer zuviel vom Essen spricht, wird leicht für eine sinnliche, rohe, am Stofflichen hangende Natur gehalten. Anders verhält es sich mit dem Trinken; von diesem zu reden kann Niemand abträglich sein. Die Dichter aller Völker preisen neben der Liebe den Wein. Sie besingen das Holdeste, das des Menschen Brust bewegen mag, in Gleichnissen, die oft aus dem Reiche der Venus in das des Bacchus hinübergreifen. Des Poeten Auge trinkt das belebende Licht, der Liebesbeglückte trinkt die Blicke der Erwählten, er trinkt den Duft ihres Athems, er trinkt ihren heißen Kuß, und Athem, Blick und Kuß, sie wirken berauschend. Wenn der Becher des Genusses geleert ist, dann erwacht der Träumer aus dem beseligenden Taumel des Glücks, er fühlt sich ernüchtert, er beklagt es, daß er den Kelch des Leidens bis auf den Grund ausschlürfen muß, zerknirscht greift er schließlich zur erlösenden Phiole.

Alles wird somit getrunken: Licht, Liebe und Tod. So war es wenigstens einmal. Und wie ist es heute? Jene Wenigen, welche gewöhnt sind, der Entwicklung des Schrifthums einige Aufmerksamkeit zu widmen, werden bemerkt haben, daß seit einiger Zeit eine bemerkenswerthe Wandlung in demselben eingetreten ist: die Lyrik feiert oder sie wird verachtet; unsere Aera mag die Liebe, mag den Wein nicht mehr besingen und nicht mehr besingen hören. Hie und da geschieht es vielleicht, daß ein Schwärmer unverfälschte Neigung bei unverfälschtem Rebensafte leben lassen möchte. Aber die Worte ersterben auf seinen Lippen, die fragwürdiges Naß befeuchtet hat.

Ach, wir leben fürwahr in seltsamen Tagen: die Frauen schminken sich von jeher — ihre Liebe ist trügerisch von jeher —, aber nie, nie, seit Vater Noah den Wein erfunden, ward die Fälschung des belebenden Trunkes so planmäßig, so ruchlos, so durchdacht betrieben wie jetzt. Alle Mittel, über welche die Wissenschaft verfügt, werden in Bewegung gesetzt, die Chemie gibt ihre tiefsten Geheimnisse preis, sie stellt den frevlen Weinbrauern die wundersamsten Stoffe zur Verfügung — und Alles nur zu dem edleu Zwecke, daß dem Müden ein Trank tredenzt werde, der nach der Milch der Greise schmeckt, aber nie aus eine Rebe gequollen ist. In Luthers Tagen, da lautete noch das lebenslustige Sprüchlein: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang.“ Das neunzehnte Jahrhundert hat an diesem Wahrworte eine Umdichtung vorgenommen, die den Klang der Verse nur wenig, um so mehr aber deren Sinn verändert: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der ist ein Narr — aber er lebt lang.“

Die Fortschritte, welche bezüglich der Erzeugung des Trinkbaren gemacht werden, erhöhen die Trinkbarkeit selbst gemeiniglich nur wenig; sie sind geeignet, der Verballhornung, welcher Luther's Lebensregel unterzogen worden, Recht zu geben. Gefälschter Wein gleicht auch hierin den falschen Frauen, daß er geschminkt ist. Und wie einfachste unschuldige Schminke für das schöne Geschlecht der Saft der rothen Rübe, so ist die einfachste und unschuldigste Schminke für den Wein der Saft der Heidelbeere. Lange hat man vergeblich versucht, die jeweilige Entdeckung dieses Färbemittels zu einer leichten und bequemen Angelegenheit zu machen. Vergebens. Die Methoden, welche zu diesem Zwecke vorgeschlagen worden sind, schienen von zweifelhaftem Werthe. Während manche Stoffe durch ihr Verhalten im verdächtigen Weine auf Heidelbeersaft schließen lassen, stellen andere dieses Zeugniß wieder in Abrede. Medicus, der im Heidelbeersaft Mangan gefunden hat, behauptet, daß man die Färbung des Weines mittels dieser Substanz leicht zu erkennen vermöge; man brauche nur die Flüssigkeit abdampfen zu lassen und die Asche des Bodensatzes auf Mangan hin zu prüfen. Das ist ganz richtig. Aber dem schlauen Vorschlage ist doch ein Häkchen zu eigen.

Wohl enthält der Heidelbeersaft Mangan, aber nicht dieser Saft allein, sondern auch der der Rebe; in jedem Wein kann der genannte Stoff gefunden werden; und wenn das Rebenblut abdampft, den Niederschlag röstet und die Asche analysirt, wenn man schließlich das Mangan in Händen hält, so vermag man hieraus doch nicht mit Sicherheit den Schluß zu ziehen, daß dies Mangan aus der Heidelbeere sei; es kann auch Mangan aus der Weinbeere sein. Dasselbe kann vom Nachweis der Citronensäure behauptet werden, welchen Gautier und Andere empfohlen haben. Herz ist es gelungen, die beiden Stoffe, welche die Heidelbeere und den Wein röthlich färben, glücklich zu trennen. Bringt man seinen Darlegungen gemäß eine Brechweinsteinlösung in den Wein, so nimmt er eine kirschrothe Färbung an, sofern er echt ist, ist er aber mit Pflanzensäften gefärbt, so spielt er sodann in's Violette.

Da hätten wir dann einen großen Fortschritt gemacht; wir müssen nicht mehr Heidelbeersaft trinken, wenn wir uns einen guten Tag gönnen wollen; wir können uns mittelst eines einfachen Mittels, durch eine leichte Probe über die Eigenschaft des Trankes, der uns ergötzen und erheitern soll, beruhigen.

Aber nein! Wir haben die Rechnung ohne den Wirth gemacht: der Fortschritt rast weiter, man arbeitet nicht mehr mit Heidelbeersaft, das Anilin ist es, das auch hier der Industrie zu Hilfe kommt. Rouge de Bordeaux, le ponceau, la tropeoline, la roccelline, so volltönende Namen führen die Farben, welche aus französischer Hexenküche stammen. Diese Anilinschminken sind schwer nachzuweisen. Armand Gautier behandelt die verdächtigen Weine mit einem Quecksilberpräparate und einer Kalilösung. Auf diese Art wird das Färbemittel niedergeschlagen, dann wird es mit Schwefeläther in Verbindung gebracht, färbt es den Aether, so ist es Anilin. Dubrun gibt ein anderes, kürzeres Verfahren an, welches auch mittelst eines Quecksilberpräparates die Wahrheit, die reine und unverfälschte Wahrheit zu Tage fördern soll. Freilich, nur ein Chemiker, welcher im Stande ist, ein kleines Laboratorium mit sich zu führen, kann sich die Gewähr der Echtheit vom Wein, welchen er hinter die Binde gießen will, verschaffen. Für die anderen, die profanen Leute, welche mit der Wissenschaft auf nicht so vertrautem Fuße stehen, genügt es, daß sie wissen, der Wein werde geschmirt, das Auge wird zufriedengestellt, der Magen wird betrogen.

Ferreira de Silva, Professor am Polytechnikum und Direktor des Stadtphysikates von Porto, kann sich rühmen, gleich zwei neue Fälschmittel dingfest gemacht zu haben. Er halt beide für deutsche Erfindungen. Das eine Fälschmittel ist ein braunes Pulverchen, in welchem zahlreiche goldige Pünktchen zu bemerken sind. Ein klein wenig dieses Zaubermittels in Wasser gethan! Das Wunder vollzieht sich! Der geübteste Weinbeißer wähnt, trefflichen Rothwein vor sich zu haben. Vier bis fünf Decigramm genügen, um einen halben Liter Wasser für das Auge wenigstens in den schönsten Medoc zu verwandeln. Aber das ist nicht Alles, was die neue Weinschminke, die Silva entdeckte, kann. Behandelt man derartig gefärbtes Wasser mit Ammoniak, so wird es grün. Das ist eine wichtige Kunst. Das Färbmittel, das aus Sulphofuchsin und Methylblau zusammengesetzt ist, ist demnach geeignet, den untersuchenden Chemiker, welcher weiß, daß unverfälschter Wein durch Ammoniak grün gefärbt wird, in schmählicher Weise hinter's Licht zu führen. Das andere Färbmittel, das Ferreira de Silva entdeckte hat, besteht aus Roccelin, Fuchsinviolett und Indigoblau. Auch ein ganz außerordentliches Pulverchen! Eine Menge von nur 27 8 Milligramm ist im Stande, einen ganzen Liter Wasser in eine weinähnliche Flüssigkeit umzuwandeln. Allein die Kunst, welche den Kunstwein dichtet, ist nicht auf diese Befehle angewiesen.

Alle Weinhändler, die lieber Produkte des Gewerbefleißes, als solche der Landwirthschaft verschleißen, alle Weinhändler wissen, daß gegenwärtig ein schwunghaftes Geschäft mit einer Substanz getrieben wird, welche den Namen Gentianviolett führt. Ein Chemiker, Namens Bernide, hat vor Kurzem entdeckt, daß Wein, welcher mit diesem Gentianviolett gefärbt ist, nur mit Karbolsäure und Schwefeläther behandelt werden muß, um alsdann seine verruchte Natur zu offenbaren.

Entschlösse man sich aber, auch ohne Ammoniak, Karbolsäure, Schwefeläther und unterschiedliche Quecksilbermittel überhaupt nicht auszugehen, diese Vorsicht würde wenig nützen. Man macht ja heute bereits nicht nur ganz wohlschmeckenden Wein mittelst Alkohols und den angegebenen Färbestoffen, man weiß dem Gebräu auch eine köstliche Blume beizubringen, eine duftige Blume, welche ganz nach natürlichem Weine riecht, die Nase beschwindelt, den Gaumen bethört, das Urtheil des Kenners äfft. Und diese Blume gerade, diese Blume ist das schlimmste am verfälschten Weine. Laborde hat die Stoffe, welche im Handel verwendet werden, um einer Weinmischung ein vortheilhaftes Aroma zu verleihen, genau studirt. Er hat nachgewiesen, daß wir es hier mit einem der grimmigsten Feinde der Gesundheit zu thun haben. Das Bouquet, mittelst dessen der Wein parfümirt wird, ist ein sehr eigenthümliches Industrieprodukt. Es gibt zwei verschiedene Arten desselben. Das deutsche Weinöl und das französische Weinöl, beide sind liebliche Säftchen, welche aus Salpeteriäure, Cocosnußöl, Ricinusöl und anderen Fetten hergestellt sind. Frankreich und Deutschland harmoniren auf dem Gebiete der Politik nur wenig, in Bezug auf die Weinfälschung aber reichen sie einander längst versöhnt die Hände. Auch hier ist jedoch Deutschland stärker als Frankreich. Die Weinöle wirken irritirend auf das Nervensystem, sie lähmen die Athemthätigkeit, im Stillstande derselben können sie den Tod herbeiführen. Das deutsche Oel ist doppelt so kräftig als das französische, und Hunde, welche man davon eingegeben, strecken in kurzer Zeit unter furchtbaren Krämpfen alle Viere von sich. Die Weinöle sind es, die unmäßiges Trinken so überaus schädlich machen. Obwohl der Alkoholismus während des letzten Menschenalters genügend auf seine Natur hin geprüft und erforscht worden ist, Eines ist an ihm doch unklar geblieben. Die Zuckungen, die an die Epilepsie gemahnenden Krämpfe der durch zügellosen Genuß von Alkohol Erkrankten war den Aerzten ein Räthsel, weil diese Krankheitserscheinungen sich durch Vergiftung mit reinem Alkohol nicht erklären ließen. Diese Symptome furchtbarster Art, sie sind nun durch Laborde auf die Blumen des Weines zurückgeführt worden; er hat durch das Experiment dargethan, daß sie allein die krampfartigen Zusammenziehungen der Muskeln hervorrufen. Wie Ollivier und Laborde für den Absynth nachgewiesen haben, verhält es sich in ähnlicher Weise bei der grünen Fee, die so manchen geistreichen Kopf Frankreichs verwirrte und dessen bedeutendsten Dichter, Musset, das Leben kostete.

Aber wenden wir uns von so düsteren Bildern hinweg. Die Wissenschaft lehrt den Wein fälschen und die Fälscher ertappen, lehrt sie denn auch das Produkt verbessern? Mit Behmuth muß man gestehen, daß sie im Guten eine bei Weitem nicht so energische Thätigkeit entwickelt wie im Bösen. Man hat entdeckt, daß Flaschen, deren Glas Kalk enthält, für den Wein schädlich sind. Man hat entdeckt, daß die Zusätze von Zuckerstoffen zum Moste den Wein verbessern und vermehren. Klein und Frechon haben dies Verfahren bis in seine Details ausgearbeitet, und es scheint bestimmt, den Schaden, welchen die Reblaus zufügt, wenigstens einigermaßen wett zu machen. Ein neues Verfahren ferner, das von Quinel in Oran herrührt, besteht darin, daß der Wein großer Kälte ausgesetzt wird. Er soll durch diese Behandlung an vortheilhaften Eigenschaften, vorzüglich aber an Dauerhaftigkeit gewinnen. Besonders ist die Vereisung ein Mittel, den Wein zu verdichten; das Wasser allein ist es, das gefriert; dieser Art kann der Wein von unheiligem Nasse befreit und kräftiger gemacht werden. Pommier hat ein Verfahren erfunden, dessen Anwendung den Wein noch mehr zu veredeln verspricht. Es ist ihm gelungen, außerordentliche Eigenschaften von einem Wein auf den anderen durch die Hefe zu übertragen. Weine, welche beispielsweise mit Champagnerhefe angesetzt werden, erhalten die Blume und den Wohlgeschmack desselben.

Ein Dr. Kola Dinitsch hat einen Concurrenten des Sekts aus dem fernen Osten nach dem Westen verpflanzt: den Champagner des Kaukasus. Lange hatten die Einwohner des Kaukasus das köstliche Geheimniß zu bewahren verstanden, nun ist es ihnen entrissen. Es handelt sich da um eine Hefe, welche die Milch gehren läßt. Ein tartarischer Volksstamm, die Karatschestschi, welche in der Erzeugung des wunderbaren Tranks eine ganz besondere Geschicklichkeit haben, heißen diese Hefe das Korn des Propheten, sie nennen die beseligende Feuchte Arian. Wie wird nun das Arion mittelst des Prophetenkorns gebraut? Das ist eine verhältnißmäßig einfache Prozedur: In eine langhalsige Flasche wird Ziegenmilch gegossen, ein Stückchen von einem Kalbsmagen läßt die Milch gerinnen, dann wird sie täglich einigemal geschüttelt. Die geronnene Milch wird fleißig weggetrunken und durch frische ersetzt, welcher ihrerseits in Gerinnung übergeht. Allmälig bilden sich am Boden des Gefäßes Kügelchen, welche die besagten Körner des Propheten sind.

Legt man diese Kügelchen in frische Milch, so wird sie in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einem starken geistigen Getränk, das von den Tartaren zumeist Kefir genannt wird. Sie erzeugen den Kefir mit gekochter Milch, welche sie in Schläuchen gähren lassen und täglich mehrmals schütteln. Für ein halbes Glas voll dieser zauberthätigen Hefe genügen drei Glas Milch, welche bis zu 25 oder dreißig Grad Reaumur erhitzt worden; die Flasche muß gut verkorkt sein und der Gährungsproceß in einer Temperatur von 16 bis 20 Grad Reaumur vor sich gehen. Binnen vierundzwanzig Stunden erhält man auf diese Weise einen milden Kefir, binnen achtundvierzig Stunden einen Kefir mittlerer Kraft, binnen drei Tagen einen Kefir, der seinem Namen keine Schande macht. Kefir wird nämlich von Keif, Rausch, abgeleitet. Der Kefir dürfte ein Getränk sein, das berauschend und nährend zugleich ist und somit das Angenehme mit dem Nützlichen verbindet; es scheint nicht ausgeschlossen, daß Dr. Dinitsch der Civilisation des Westens oder wenigstens ihren fuselfrohen Vertretern durch die Veröffentlichung seines Receptes einen bedeutenden Dienst erwiesen.

Eine Erwerbung von ähnlichem Werthe hat der französische Chemiker Joignoux aufzuweisen. Er hat gefunden, daß man aus der Bärenklaue, einer Grasart, die auf jeder Wiese zu finden ist, einen vortrefflichen Schnaps zubereiten kann. Die Erfindung ist nicht ganz neu. In Sibirien, wo man in allen alkoholistischen Angelegenheiten von größter Competenz ist, sowie auch in Rußland, welches bekanntlich an der Spitze des Alkoholismus marschirt, destillirt man aus den getrockneten Stengeln der Bärenklaue schon lange ein berauschendes Getränk; in Polen, das sich bezüglich des Schnapses auch nicht spotten läßt, werden Blätter und Samen derselben Pflanze mit rühmlichem Erfolg verwendet. Die Bärenklaue ist eigentlich ein Unkraut, sie macht das Heu, in welchem sie sich befindet, minderwerthig; es ist so übel nicht, wenn man den Schädling in gewissem Sinne als Nutzpflanze verwenden lernt. Die Blätter und Stiele sind sehr zuckerreich. Wenn die Stengel gelb und weich sind, so enthalten sie viel süßen Saft; sie werden geschnitten, gestoßen und ausgepreßt, der Saft durch Zusetzung von Hefe zur Gährung getrieben und schließlich destillirt.

Wir haben neue Erfindungen, welche den Weintrinker und den Schnapsverehrer interessiren mögen, angeführt; wir wollen den Biertrinker nicht leer ausgehen lassen. Das Bier wird heute durch ein Verfahren, das dem berühmten Chemiker Pasteur verdankt wird, und daher Pastorisation heißt, verbessert; es wird nämlich auf 60 Grad erhitzt; auf diese Weise werden die Gährungskeime in ihm getödtet; pastorirtes Bier soll sich durch Dauerhaftigkeit auszeichnen. Und auch den kleinen Trinkern wollen wir etwas Neues mittheilen. Haeckel hat gefunden, daß in der Kuhmilch Citronensäure enthalten sei. Ein Liter derselben birgt ein Gramm dieser Säure. Eine gute Milchkuh sondert im Tage so viel Citronensäure ab als 2 bis 3 Citronen enthalten. Die Ammenmilch ist fast ganz frei von Citronensäure. Nun weiß man, warum manchem winzigen Weltbürger Milch, die von einer vierfüßigen Amme herrührt, nicht immer munden mag und oft grimmige Ungelegenheiten verursacht.

Aber mit oder ohne Citronensäure, Ammen- oder Kuhmilch, mit Milch wird sich Keiner bethören, der dieselbe nicht vorher zu Kefir umgewandelt hat. Anders steht es mit Jenen, welche sich mit Vorliebe anderen geistigen Getränken zuwenden. Für diese ist eine Entdeckung von Interesse, welche ein russischer Arzt, Doctor Jerochowsky — wir sind also wieder in Rußland! — auf dem Kongreß der Aerzte in Moskau übergeben hat.

Jerochowsky hat gefunden, daß Ammoniak nicht das einzige Mittel ist, mit welchem der Rausch bekämpft werden kann; leichte Gaben von Strychnin zerstören nicht nur die narkotische Wirkung des Alkohols, sondern verleihen dem Organismus auch die Fähigkeit, während langer Zeit starken Gaben geistiger Getränke zu trotzen. Man kann also trinken, ohne berauscht zu werden. Für Abenteurer, welche gern mit anderen Leuten tafeln, um ihnen Geheimnisse abzuschwätzen, ist diese Erfindung freilich von Werth; im übrigen erinnert sie ein wenig an die rauchverzehrende Cigarrenspitze, welche in Hevesi ihren humoristischen Edison gefunden hat.

Moderne Liebe.

Für Hero schwamm Leander
Oft durch den Hellespont,
Moderne Liebe ist solcher
Aufopferung nicht gewohnt!

Von Weinsberg einst die Weiber
Die Gatten han befreit,
Wie weit liegt heute uns allen
Die Weinesberger Zeit!

Einst hatten sich die Mädchen
Und Burschen, ach, so gern —
Die gute alte Liebe
Ist heut' nicht mehr modern!

Einst forschte man, ob beider
Brust Harmonie durchdrang,
Und freite sich, wenn also
Gestimmt der Seelenklang.

Die Zeit ist längst vorüber,
Man freit aus Liebe nicht'
Man freit nach Ruf und Anseh'n
Und güldenem Gewicht.

Die Mädchen, ach, von heute
Sind praktisch und real,
Es macht nicht viele Mühe
Heut' mehr die Gattenwahl.

Was kümmert sie die Seele,
Was Liebeschmerz und Weh,
Sie kümmert nur das größte
Gefüllte Portemonnaie.

Höchst chic man mit dem Munde
Von Lieb' und Heirath spricht,
Doch, wie einst, mit dem Herzen
Spricht heut' man davon nicht!

Sei edel heut' von Herzen,
Ein echter rechter Mann,
Und sei ein armer Teufel,
Kein Mädel guckt dich an!

Vom Affen hab' den Schädel,
Vom Dromedar die Beine,
Und doch — hast Du Moneten —
Die Schönste wird die Deine!

— Eine eigenthümliche Rache nahm ein junger Mann in Petersburg an seiner Miethswirthin. Er merkte, daß seine Zuckervorräthe stets mit einer mit dem eigenen Verbrauch nicht übereinstimmenden Geschwindigkeit schwanden. Beim Verlassen seines Zimmers setzte er nun in die Zuckerdose eine Fliege; nach seiner Heimkehr fand er beim Oeffnen der Dose das Thier nicht mehr vor. Nun zählte der junge Mann die Zuckerstückchen und empfahl sich bis auf Weiteres. Nach Hause zurückgekehrt, war sein Erstes, die Zuckerstückzahl zu verifiziren. Zu diesem Behufe machte er die Zuckerdose auf und war nicht wenig erstaunt, einen munteren Summer aus der süßen Gefangenschaft herausflattern zu sehen. Er zog aus. Als seine frühere Wirthin am nächsten Morgen nichts ahnend der Arbeit obliegt, läutet es und zwei handfeste Kerle, die mit einem Transportwagen vorgefahren, legen Hand an die Schränke, Koffer, Möbel u. dgl. Mit Mühe gelingt es der Frau, die Leute aufzuklären. Aber kaum sind sie fort, läutet es wieder, und eine Menge gastronomischer Herrlichkeiten werden der staunenden Dame in's Haus gebracht, jedoch nicht ohne Rechnung. Noch ist sie mit der Aufklärung dieses Mißverständnisses nicht fertig, als ihr drei Klaftern Holz auf den Hof gefahren werden, — und nun hört das Läuten schon gar nicht mehr auf, und eine nach der andern präsentiren sich zehn Köchinnen, mehrere Hundeverkäufer mit ihrer Waare, dann ein Klaviersimmer und endlich ein Sarg.

— Wo liegt der Ort Husten? Man hat sich an die Findigkeit der deutschen Post schon so sehr gewöhnt, daß man von ihren Leistungen auf dem Gebiete der geographischen Hieroglyphen-Entzifferung nur mehr in besonderen Fällen Notiz nimmt. Ein solcher Fall, schreibt die „Frankf. Ztg.“, liegt uns heute vor. Weiß einer unserer Leser zufällig, wo die Stadt oder das Dorf Husten liegt? Wir glauben nicht, und dennoch ist ein Brief, der von Konstantinopel aus an diesen schönen catarrhalischen Ort gerichtet worden, pünktlich an den Empfänger gelangt. Ein Handelshaus in der türkischen Hauptstadt adressirte nämlich eine Bestellung auf Sodener Pastillen wie folgt: Monsieur Fay's Sodener, Mineral Pastillen bei Husten. — Der Briefschreiber hatte offenbar das Uebel, gegen das die Pastillen gebraucht werden, für einen geographischen Begriff gehalten und das deutsche Reich um eine pathologische Postitation bereichert. Der Brief ging dessenungeachtet schnurstracks nach Soden, die Bestellung wurde sofort ausgeführt und die Husten in Konstantinopel haben somit keinerlei Ursache, auf den Scharfsinn und die Zuvorkommenheit der deutschen Post — zu husten.

— Zweifelhaftes Compliment. — Junge Frau: Nun Herr Assessor, schmeckt das Gänschen? — Gast: Ich hatte schon mehrmals Gelegenheit, Ihrer Kochkunst das höchste Lob zu zollen, verehrte Frau — mit diesem Gänschen aber haben Sie sich in der That selbst übertroffen!

Sowas kommt von sowas!

Von M. Busemann.

Wie gewöhnlich kam der biedere cand. theol. Sachtlieb hübsch solide um 10 Uhr Abends zu Hause. Beim Schein eines Wachslichts entkleidete er sich, stellte noch seinen Wecker auf sechs Uhr, gab denselben den gewohnten Platz auf dem Nachttisch neben dem Bette und war dann bald eingeschlafen auf den sanften Daunen seines ruhigen Gewissens und seiner sorgsamen Wirthin, ohne gemerkt zu haben, daß außer seiner Uhr noch mehrere andere ihr Tiktak im Zimmer vernehmen ließen. Nach zwei Stunden erhob sich von der Kommode her zu Häupten des Bettes ein lautes Gerassel. Aus dem besten Schlafe fuhr entsetzt der Gestörte auf, erstaunt, daß es schon 6 Uhr solle sein. Auch schien es ihm, als ob der Schall mehr vom Kopfende des Bettes herrührte, und während er noch im Halbschlaf darüber nachdachte, ob denn dort seine Uhr stehe, hörte das Gerassel auf, und zugleich schlug es vom nahen Thurm zwölf.

Befriedigt zählte der Gestörte sieben — acht — — — zwölf, ließ Wecker Wecker sein und mummelte sich wieder ein. Aber nach einer Stunde erhob schon wieder eine Uhr ihr Mahngerassel, und zwar diesmal unter dem Bett. Wiederum erwachte Sachtlieb und horchte nach den Tönen, welche dumpf aus den Kopfkissen hervorzudringen schienen. Dann fühlte er vorsichtig unter den Kissen nach; als er aber nichts fand, und der Lärm inzwischen aufgehört hatte, legte er sich wieder auf's Ohr und war nach zehn Minuten mit theologischem Sanftmuth wieder entschlummert.

Als es aber um zwei Uhr dicht neben seinem Ohr auf's neue losschnurrte, wagte er, gleich erwacht, erst kaum sich zu bewegen; dann richtete er sich behutsam auf, um besser hören zu können, und merkte nun ganz deutlich, daß das Getöse vom Nachttisch her kam. „Das ist meine!“ murmelte er ergeben und stand auf, so sauer es ihm wurde, überzeugt, daß es sechs Uhr sei. Als er aber bei Licht sah, daß es erst zwei Uhr war, hätte er seine Uhr fast zu Boden geworfen; er besann sich jedoch und stellte sein theures Eigenthum wieder auf seinen alten Platz.

Dann legte er sich schleunigst wieder nieder, froh, noch vier Stunden schlafen zu können. Da — Schnurrrrrr ging es wieder vom Fußende des Bettes her nach ungefähr dreiviertel Stunden. Mit einem Satz sprang Sachtlieb aus dem Bette. Ganz verstört stand er mitten im Zimmer und lauschte; — dann ging er leise dem Geschnurre nach; aber als er bis zur Wand gekommen war, hörte dasselbe gerade auf. „Das T....sding war offenbar nebenan“, suchte er sich zu beruhigen, „die Wand ist ja so verdammt dünn“ schimpfte er höchst untheologisch in sich hinein, denn seine Nerven waren nachgerade sehr erregt geworden und er beschloß, im Bett lesend die Ruhe wieder zu suchen. Auch wollte er wachend die vierte Stunde erwarten, weil es ihm schien, als ob zu jeder vollen Stunde der Lärm sich erhoben habe.

Als es vier Uhr schlug, blieb jedoch alles still, und beruhigt überließ er sich wieder dem Schlaf, mit dem festen Vorsatz, vor neun Uhr nicht wieder aufzuwachen. Aber irgend ein Spuk schien es nun einmal auf den frommen Sachtlieb abgesehen zu haben, denn bald erhob sich ein wahrer Höllenlärm vom Pianino her, alle Saiten schienen mitzuklingen, und dazwischen rasselte es wie von Ketten und zersprungenen Glocken durcheinander. Lähmender Schrecken befiel den aus lieblichen Träumen aufgestörten Schläfer. Mit einem unwillkürlichen „Alle guten Geister!“ zog er die Decke über die Ohren und wagte nicht sich zu rühren, bis alles wieder still geworden war. Dann faßte er sich ein Herz und erhob sich, denn der Schlaf war ihm jetzt ganz und gar vergangen; er fand sogar den Muth, auf dem Instrument nachzuforschen nach einer natürlichen Ursache des schaurigen Getöses; als er aber nichts entdeckte, die Klaviatur sogar abgeschlossen war, ward es ihm so ganz eigen unheimlich, ihm gingen die mannigfachen Teufelserscheinungen aus dem Leben heiliger Männer durch den Kopf, und so schnell wie möglich nahm er die Bibel, setzte sich ganz leise nieder und begann zu lesen.

Da — punkt sechs Uhr rasselte ein Wecker los. In der nächsten Sekunde sauste aber auch schon die schwere Bibel gegen den Nachttisch, von wo das Gerassel kam; der Tisch fiel um, an der Erde schnurrte es weiter, und als Sachtlieb mit einem lauten „Apage, Satanas!“ glaubensmuthig herzusprang, erkannte er in dem bösen Geist seine eigene Weckuhr, welche vorschriftsmäßig, wie er sie gestellt hatte, um sechs Uhr weckte und pflichtgetreu trotz der schlechten Behandlung an der Erde ihr eintönges Weckied beendete. Ziemlich verlegen hob er sie auf. Dabei bemerkte er unter dem Bett eine zweite Weckuhr. Ahnungsvoll holte er sie hervor und fand, daß der Zeiger auf ein Uhr stand. Um ein Uhr? War er da nicht aufgeweckt infolge des Getöses unter dem Kopfkissen? Da, in dem aufgesprungenen Schubfach des Nachttisches lag eine dritte Uhr mit dem Weckzeiger auf zwei. Die hatte ihn also um zwei Uhr aus dem Bette getrieben!

Jetzt wurde es ihm auf einmal klar, weshalb ihm gestern seine Freunde, die Füchse Zipp und Hopp so außerordentlich herzlich und lieb eine „recht gute Nacht“ gewünscht hatten, und als er weitersuchend zu Häupten des Bettes auf der Commode hinter Büchern versteckt und am Fußende auf dem Kleiderschrank wie endlich im Innern des Pianinos je eine Weckuhr gefunden hatte, mußte er sich sagen, daß seinen Freunden der Streich vortrefflich gelungen sei, den dieselben offenbar blos deshalb ihm gespielt hatten, weil er immer so hübsch solide um zehn Uhr zu Hause ging. Sein Aerger war groß, aber er wollte sich rächen.

Die fremden Uhren verbarg er zunächst an einem sicheren Ort. Als später beim Frühschoppen die Freunde zusammentrafen, waren die Uebelthäter Zipp und Hopp sehr erstaunt über die zufriedene vergnügte Miene ihres Opfers; sie hatten sich so sehr darauf gefreut, ihn wüthend mit den heftigsten Vorwürfen auf sie losstürzen zu sehen, und statt dessen bot er ihnen mit dem behaglichsten Gesicht von der Welt Guten Morgen! Und als Sachtlieb nun auf eine scheinbar harmlos hingeworfene Frage gar erklärte, daß er selten so vortrefflich geschlafen habe wie in der letzten Nacht, da vermochten sie ihre Enttäuschung nur schlecht zu verbergen, und Sachtlieb konnte sich weiden an ihrem Aerger und fühlte sich schon halb entschädigt für die Qualen der Nacht. Bald ging man wieder voneinander. Sachtlieb wollte in's Colleg gehen, während die andern beiden bummeln wollten.

Natürlich lenkten sie ihren Weg eiligst nach Sachtliebens Bude, um die Uhren wieder abzuholen, welche sie von einem Uhrmacher lediglich zu diesem Ulk gegen 30 Mark Pfand entliehen und am Abend vorher von niemandem beobachtet so geschickt in Sachtliebs Zimmer versteckt hatten. Aber so sehr sie auch suchten und suchten, im Nachttisch, im Pianino und wo sonst, von den Uhren war keine zu finden. Grade war Zipp wieder unter das Bett gekrochen, um dort noch einmal gründlich nachzusuchen, während Hopp oben auf dem Schrank alles durcheinander wühlte, als Sachtlieb eintrat. Die Verlegenheit der beiden war groß; wie arme Sünder standen sie da in ihrem Schuldbewußtsein, und als nun Sachtlieb sich auf das höchste erzürnt stellte über eine solche Durchsuchung seines Zimmers, wußten sie schließlich keinen andern Ausweg aus der peinlichen Lage, als reumüthig alles zu gestehen. „Aber nun gieb auch die Uhren heraus, denn Du wirst sie doch haben“, schloß Zipp, eindringlich auf den verwundert dreinschauenden Sachtlieb einredend. „Ich? o bewahre“, heuchelte dieser, „was gehen mich Eure Uhren an? Wer weiß, wer die hier gefunden hat, gestern Abend begegnete mir ein ziemlich verdächtiger Kerl auf dem Flur.“

Den Beiden wurde die Sache nun doch etwas ungemüthlich, bis ihnen einfiel, daß vielleicht die Wirthin die Wecker beim Zimmerreinigen gefunden und vorläufig an sich genommen habe. Aber auch diese wußte natürlich von nichts und fühlte sich zudem noch auf's tiefste beleidigt durch die Fragen der beiden jungen Studenten, so daß diese noch ihre Noth hatten, die würdige Dame wieder zu beruhigen. Sachtlieb schwelgte im Genuß seiner Rache und freute sich so recht unchristlich über die Verlegenheit seiner Kameraden im Hinblick auf die überstandene Spuknacht.

Da wandte sich Hopp noch einmal eindringlichst an ihn, die Uhren doch herauszugeben, wenn er sie habe; auf dieselben sei dreißig Mark Pfand gegeben bei dem Uhrmacher Punst. Als Sachtlieb von dreißig Mark hörte, ging ein pfiffiges Lächeln über sein wohlrasiertes Candidatengesichtlein, die beiden andern aber machten längere und längere Gesichter, als der Rächer seiner gestörten Nachtruhe recht sanft sagte. „Dreißig Mark? Das trifft sich ja prächtig; Ihr schuldet mir Jeder schon lange zehn Mark und habt das Wiedergeben wohl ganz vergessen; nun werde ich die Uhren selbst zurücktragen und die dreißig Mark einlösen, — dann habt ihr wohl nichts dagegen, wenn ich mein Guthaben abziehe. Den Rest bringe ich euch heute Abend auf die Kneipe. Bis dahin Mahlzeit!

— Zu einem Theaterscandal kam es unlängst im Klausenburger Nationaltheater gelegentlich der Aufführung der „Hochzeit von Valeni“ vor Ganghofer Brociner, die an diesem Abend zum ersten Mal in ungarischer Sprache in Scene ging. Kaum war der Vorhang aufgegangen, als im Saal eine nach allen Regeln der Kunst arrangirte Katzenmusik losging. Ein Pfeifen und Schreien ertönte von allen Seiten. Das Signal hierzu soll durch einen Pfiff aus einer Loge gegeben worden sein, in welcher ein rumänischer Geistlicher mit mehreren rumänischen Studenten sich befand. Der Lärm steigerte sich so, daß der Vorhang herabgelassen werden mußte. Das Schreien, Zischen und Pfeifen der rumänischen Theaterbesucher dauerte indeß fort, während das ungarische Publikum für die Autoren des Stückes Partei nahm. Die Polizei entfernte drei rumänische Studenten sowie einen jungen Ungar, der sich den Excedenten in den Weg gestellt hatte. Die Rädelsführer wurden zur Polizei gebracht. Endlich trat wieder etwas Ruhe ein. Als aber der Vorhang wieder aufgezogen worden war, erneuerte sich das Lärmen und Toben. Dasselbe währte jedoch diesmal nur kurze Zeit, und nachdem es sich gelegt, konnte das Stück anstandslos zu Ende gespielt werden.

— Uebertrumpft. „Papa, die Gelehrten des Alterthums schrieben wohl noch schlechter wie Du?“ — „Ei, Kind, wie kommst Du auf solch' kuriose Muthmaßung?“ — „Nun, Du sagten doch der Mama, daß Du in Rom zur Entzifferung einer Handschrift drei Monate gebraucht habest?!“

— Nur halb befriedigt. „Der Herr Assessor hat den ganzen Abend mit Dir gesprochen!“ — „Ach ja, Mama! O, hätt' er doch auch mit Dir gesprochen!“

— Aus dem Herzen gesprochen. Dame: Ach, die großen Gesellschaften kann ich gar nicht leiden. Man weiß nicht, über wen man sprechen soll, wenn Alle da sind!

— Verschiedene Wirkung. A.: Wir hatten gutes Wacksvetter dieses Jahr. — B.: Ja, ich hab's g'merkt, meine Schulden sind ganz kolossal gewachsen!

Ohne Dolmetscher.

In der hier folgenden Thiergeschichte handelt es sich um einen höchst seltsamen und außerordentlich interessanten Vorgang, der wichtig genug ist, um von Fachleuten geprüft und erklärt werden zu können. Einsender, der selbst bei dem Vorfall gegenwärtig war, verbürgt sich für die vollkommene Wahrhaftigkeit seiner Erzählung.

„Kommen Sie schnell“, rief die kleine Försterstrau ins Zimmer hinein, „das müssen Sie sich ansehen. Ich weiß jetzt, wo meine Hühner die Eier hinschleppen. Aber von Weitem stehen bleiben.“ Wir eilten hinaus. Im Vorbeigehen riß sie noch die kurze Hundepeitsche vom Nagel. — Vor seiner Hütte lag Jasso, der große, schwarze Schweißhund, im Sonnenschein, die Schnauze auf den Vorderpfoten, und blinzelte. Kakelnd, aufgeplustert, von einem Fuß auf den andern trippelnd, standen drei Hühner vor ihm, jetzt gesellte sich ein viertes, ein fünftes dazu. „Tok, tok, tok! Hier sind wir. Wir wären jetzt so weit!“ Langsam stand Jasso auf, dehnte sich, gähnte, sprang auf das Dach seiner Hütte und legte sich nieder.

„Tok, tok, tok,“ rannten die Hühner alle fünf in die Hütte hinein. Einige Minu